

Hermann Schalück OFM

P. Dr. Hermann F. Schalück OFM, geboren 1939, war nach seinem Studium zehn Jahre Provinzial der Nordwestdeutschen Franziskanerprovinz sowie sechs Jahre Generalminister des Franziskanerordens. Von 1998 bis 2008 war er Präsident des Internationalen Katholischen Missionswerkes missio sowie von 2001 bis 2004 Präsident des Deutschen Katholischen Missionsrats.



Hermann Schalück OFM

„Sie hat noch lange nicht aus-gedient ...“

Über meine Erfahrungen mit der Kirche¹

Eine Vorbemerkung: Wer über seinen Glauben und über seine Beheimatung in der Kirche spricht, der spricht damit notwendigerweise auch über sich selber. Theologie, so heißt es, sei immer auch Biografie. So ein Titel des Rahnerschülers Herbert Vorgrimler.² Mein Beitrag ist auch ein bescheidener Versuch, einen Abschnitt meines erwachsenen Lebens unter diesem Aspekt in den Blick zu nehmen.

Freilich darf zu Beginn auch ein kleiner Hinweis darauf nicht fehlen, womit alles begann, nämlich mit meiner Taufe in einer kleinen, dem Heiligen Vitus – er ist einer der vierzehn Nothelfer – geweihten barocken Kirche im westfälischen Dorf mit eben diesem Namen: Sankt Vit. Kindheit und Jugend waren geprägt durch die noch weithin selbstverständlich vorgegebene Kirchlichkeit jener Nachkriegsjahre, sowohl in der Familie wie in der Gemeinde. Ich fühlte mich darin beheimatet und geborgen,

wiewohl mich manche Details der damaligen Kirchlichkeit schon sehr verwirren konnten. So etwa die im Kommunionunterricht durch eine bigotte ältere Lehrerin ständig wiederholte Maxime „Lieber sterben als eine einzige Sünde begehen“. Gleichzeitig ergab sich aber doch die Situation, dass man angesichts des strengen Nüchternheitsgebotes durch einen kleinen Schluck Wasser, den man unbewusst beim Zähneputzen zu sich genommen hatte, sich als mit „schwerer Sünde“ beladen anzuklagen hatte. Außerdem pflegte diese Lehrerin für eifrigen, vielleicht täglichen Messbesuch „Fleißzettelchen“ auszugeben, was die wenigen Mitschüler evangelischen Glaubens und ihre Eltern sehr verstörte. Dass ich im Gegensatz zu vielen Zeit- und Altersgenossen, die sich heute nicht mehr in der katholischen Kirche beheimatet fühlen können, meinen weiteren Weg in und mit ihr bis auf den heutigen Tag als sinn-

voll, ja mit zunehmendem Alter als befreiend erfahren habe, das kann ich selber nicht ganz erklären. Aber ich nehme es dankbar an. Damit habe ich das Resumé meines Beitrags zwar schon etwas vorweggenommen. Aber einige Schritte, Erfahrungen und Begegnungen auf diesem Weg sind nun nachzuzeichnen.

Autoreninfo

Kontaktdaten zum Autor finden Sie
in der
Druckausgabe

Aufbrüche

Nach Dorfschule und Gymnasium trat ich in den Orden der Franziskaner ein. Genau in jenem Jahr kündigte Johannes XXIII. das Zweite Vatikanische Konzil an. Mir war, als hörte man viele morsche Balken knacken und krachen. Die Jahre der Ausbildung bis zur Priesterweihe, zuletzt an der Fakultät in Paderborn, waren ein Wechselbad der Gefühle und Hoffnungen: Ein alter Dozent verließ sich in der Dogmatik auf ein Handbuch, dessen Autor eine gewisser Mathias Premm war. Diese Darstellung in drei Bänden taten die Studenten wegen seiner strohtrockenen und geradezu mechanistischen Darstellungsweise der Mysterien des Glaubens respektlos als „Premms Märchen“ ab. Gleichzeitig zirkulierten in Paderborn und auch an anderen Fakultäten die Skripten, d. h. die Nachschriften der Vorlesungen eines gewissen Professors Josef Ratzin-

ger, der an der Fakultät in Münster und – wie zu hören war – auch im Konzil für frischen Wind sorgte. Sie waren in ihrer Darstellung, nicht zuletzt der Lehre von der Kirche, wie eine Befreiung aus der Knechtschaft und ein Aufbruch zu neuen Ufern. Fasziniert haben mich von Anfang an die Volk-Gottes-Theologie von „Lumen Gentium“, der ganzheitliche, entklerikalisierte, pastorale Duktus von „Gaudium et Spes“ sowie das erneuerte Liturgieverständnis des Konzils. Gleichzeitig begann mit dem Konzil eine Neubesinnung darauf, was denn Ordensleben, auch auf dem franziskanischen Weg, eigentlich sei: Nicht ein Weg der „Gesetzlichkeit“ mit dem Ziel asketischer „Vollkommenheit“, sondern eine frei gewählte Option, um die Gegenwart eines liebenden Gottes zu bezeugen in Geschichte und Welt, eine frei gewählte Option für die Armen, eine Option für eine Kirche, die dient. Es war eine Zeit großer Umwälzungen und noch größerer Hoffnungen, die sich nicht alle erfüllen sollten.

Nach meiner Promotion bei Professor Dettloff, mit einem Thema über den hl. Bonaventura, war mir eigentlich eine Tätigkeit als Dozent und eine Hochschullaufbahn beschieden. Ich sollte mich also auf Lehre und Forschung vorbereiten. Aber es kam anders.

Über Amt und Vollmacht

Vor allem und über allem stand freilich das Ziel, Priester im Orden der Minderbrüder zu sein. Ich habe das auch bis heute nicht bereut. Über 35 Jahre hatte ich aber dann in Wirklichkeit Leitungsämter in Orden und Kirche inne. Nach Abschluss meiner Promotion und einem kurzen Gastspiel als Dozent für Dogma-

tik in Münster war ich zehn Jahre lang Leiter (Provinzial) meiner Ordensprovinz in Deutschland, dann insgesamt mehr als 14 Jahre Mitglied der zentralen Ordensleitung in Rom – davon sechs Jahre Leiter des gesamten Ordens (1991-1997). Dann folgten durch Berufung durch die Deutsche Bischofskonferenz zehn Jahre als Leiter des Internationalen Hilfswerks „Missio“ in Aachen. Eine lange Zeitspanne, in der ich reichlich Gelegenheit erhielt, christliche und franziskanische Grundwerte auf die Probe des eigenen Lebens zu stellen und „Kirche“ – vor Ort und weltweit – sowohl zu erfahren auch im Rahmen der jeweiligen Beauftragung mitzugestalten.

Zum Tag der Primiz, es war gegen Ende des Konzils, hatte ein befreundeter Kaplan aus der Nachbarschaft den zögerlichen Pfarrer dazu überredet, in der Dorfkirche einen „Volksaltar“ aufzustellen. Die Faszination der liturgischen Erneuerung hat mich an diesem Tag ganz besonders erfasst. Mir gefiel und gefällt es, wenn der Priester als Mitglied des Volkes Gottes in Erscheinung tritt und nicht als sein Gegenüber. Die Eucharistie soll ja eine Gedächtnis- und Mahlfeier sein, welche die gesamte Gemeinde aktiv einbezieht. Im „kleinen Seminar“ hatten wir noch täglich erlebt, wie manchmal fünf bis zehn Priester gleichzeitig mit dem Hauptgottesdienst an Seitenaltären zelebrierten, manchmal sogar ohne Ministranten. Manche Leviten- und Pontifikalämter der vorkonziliaren Zeit – man nannte das zuweilen „Drei-Herren-Messen“ – erschienen mir bei aller Feierlichkeit gar nicht wie ein „Gesamtkunstwerk“, sondern wirkten wie ein undurchdringliches und unüberschaubares Gebilde von skrupu-

lös vollzogenen Riten, weit entfernt von der klaren, verständlichen Sprache des Evangeliums und den elementaren Gesten Jesu, welche für die Eucharistie doch konstitutiv sind – Fußwaschung, Bereitung von Gaben, Danksagung, Austeilen von Brot und von Wein als wirksames Erinnerungszeichen seiner Lebenshingabe für alle Menschen, ja für alles, was im Universum existiert. Im letzten Jahr vor der Priesterweihe hatte ich Karl Rahners Büchlein „Die vielen Messen und das eine Opfer“ mehrmals gelesen. Rahner stellte darin als einer der ersten systematischen Theologen in seiner typisch vorsichtigen Art kritische Fragen an die Praxis der „privaten“ Zelebration, die in keinem pastoralen Zusammenhang stehen und vor allem dem Ziel dienen, „ein Stipendium zu persolvieren“ und den dafür gespendeten Geldbetrag zu erhalten. Mich beschäftigt und freut bis heute die Bitte des hl. Franziskus an seine Brüder, dass dort, wo mehrere Priester in einer Gemeinschaft leben, pro Tag nur ein einziger der Eucharistie vorstehen möge, die anderen Priesterbrüder darauf aber in Demut „verzichten“ sollen. Offenkundig war auch ihm die immer latente Gefahr bewusst, dass Beauftragungen und Ämter in der Kirche, einschließlich des priesterlichen Dienstes, zum Streben nach Macht und größerem Einfluss missbraucht werden können. Man darf das als typisch „klerikale“ Versuchungen bezeichnen. Vor denen sind auch Priester im Ordensstand und auch Minderbrüder nicht gefeit. Es gibt also keinen Grund, mit dem Finger auf den Diözesanklerus zu zeigen. Diesen Priestern gegenüber hat Franziskus in der ihm eigenen „Kirchlichkeit“ seine Brüder sogar zu besonderer Achtung und Höf-

lichkeit angehalten, auch wenn sie Sünder sein sollten.

Wie kann und soll man nun in unserer Kirche Verantwortung füreinander ausüben? Ich habe mich, so gut ich es vermochte, an das Evangelium zu halten versucht, wo es heißt, dass unter dem einen Herrn Jesus Christus alle Glieder seiner Kirche Schwestern und Brüder sein sollen. Ich habe versucht, mich an Franziskus zu halten, der seine Gemeinschaft in ihrem Inneren so aufgebaut wissen wollte: „Vertrauensvoll soll einer dem anderen seine Not offenbaren, damit er ihm das Notwendige ausfindig mache und verschaffe. Und jeder liebe und ernähre seinen Bruder, wie eine Mutter ihren Sohn liebt und ernährt“ (NbRegel 9). Ein Minister der Bruderschaft soll sich, so weiter Franziskus, nicht aufregen und ereifern, wenn ein Bruder sündigt und fehlt. Er soll ihm sogar, auch wenn der Sünder gar nicht eine Bitte um Vergebung im Sinn hat, von sich aus Vergebung anbieten. Die Vision einer brüderlich-geschwisterlichen Kirche hat mich immer angezogen und motiviert. Die Diskrepanz zwischen dem, was andere zu Recht erwarten und dem, was ein Amtsträger zu geben in der Lage oder bereit ist, bereitete jedoch nicht selten große Schmerzen. Wie jede gesellschaftliche Gruppe sind auch in Orden und Kirche Herrschaftsgebaren, Unbarmherzigkeit, Unachtsamkeit, autoritäres Strenge und auch Missbrauch von Macht ständige Versuchungen. Zwei Momentaufnahmen aus meiner römischen Zeit darf ich anführen, die mich immer an das „andere“ Bild von Kirche erinnern: Nach einem Gottesdienst in einer Dorfkirche in Uganda mit dem Bischof der dortigen Diözese traten wir mit dem Auszug ins Freie.

Eine große Menschenmenge war auch dort. Da ergriff der Bischof das Wort und sagte, er freue sich über den Besuch des Bruders des hl. Franziskus aus Aachen. Er erwarte von ihm und von Missio gar nicht gar so sehr materielle Hilfe. Er bitte vielmehr für sich und seine Diözese um den Segen des hl. Franziskus. Damit kniete er sich vor seinem ganzen Volk hin und bat mich, ihn und seine Diözese zu segnen, denn er sei schwach und vor Gott ein Sünder. Ich war gerührt. Ich hatte in Afrika – und wahrlich auch in Europa – auch manche Kirchenfürsten getroffen, die wohl nur andere vor sich knien lassen würden. Hier schien etwas anderes durch, das menschlicher und dem Evangelium näher war, und das Volk ahnte es und trommelte und sang dazu.

Ähnlich war es einmal in Abidjan: Dort hatte der Kardinal beim gemeinsamen Besuch in einem Klarissenkloster – ohne Not, wie mir schien – den Schwestern in seiner Predigt gestrenge Ermahnungen zu liturgischer Disziplin und Gebetseifer zuteilwerden lassen. Nach dem gemeinsamen Mahl formierten sich die Schwestern wie schon beim Gottesdienst zu einem Dankgebet mit afrikanischen Bewegungsrhythmen. Eine Novizin lud den Kardinal so lange zu Mitmachen ein, bis er nachgab. Etwas steif, aber fröhlich lächelnd, bewegte er sich in Tanzschritten durch den Saal.

Aber doch nochmals zurück nach „Rom“: Das Jahr 1985 war das Jahr eines Generalkapitels unseres Ordens in Assisi. Es war überlagert und sehr in seiner Bewegungsfreiheit eingeschränkt durch Interventionen des Vatikans, der zur Sicherstellung seiner Interessen einen Kurienerzbischof als „außerordentlichen Delegaten“ entsandt hatte. Eine

ähnliche Situation hatte einige Jahre zuvor die „Gesellschaft Jesu“ erlebt. Der Vatikan schien zu befürchten, unser gesamter Orden werde von der Theologie der Befreiung in Brand gesteckt. Es gab sogar den wenig rühmlichen Versuch, die Wahlen zu manipulieren, vor allem die Wiederwahl des damaligen Ordensgenerals zu verhindern. Das misslang dem vatikanischen Abgesandten zwar gründlich, aber diese Erfahrung hat die damals gewählte Ordensleitung und den Orden selber eine Zeitlang gelähmt.

Bemerkungen zur Theologie der Befreiung

Ich bin dankbar, dass ich Grunderfahrungen der Theologie der Befreiung nicht allein aus Büchern und Artikeln, sondern auf meinem eigenen Weg gewinnen konnte, in unzähligen Gesprächen, vor allem aber in den liturgischen Feiern in Basisgemeinden und bei Besuchen in solchen Ordensgemeinschaften, die sich nach dem Konzil in Armenvierteln angesiedelt hatten. So verbringen z. B. Novizen unseres Ordens in Kolumbien ein bis zwei Jahre in ärmlichen Hütten im Slum von Aguablanca, einem Randviertel von Cáli in Kolumbien. Neben Gebet und Unterricht arbeiten sie als Schuhputzer am Busbahnhof und Hilfspfleger in einer Einrichtung für Schwerstbehinderte. Die authentische Theologie der Befreiung will im Grunde eine Glaubenserfahrung vermitteln: Jesus hat seine eigene Religion, das Judentum, mit prophetischer Klarheit und großer Autorität an seine eigenen Ursprünge erinnert. Auch an die Erfahrung des Gottes, der aus der Sklaverei herausführt und der keine Götter

an seiner Seite duldet, die Herrschaft und Unterdrückung legitimieren. Von ihren Ursprüngen her gibt es einen einzigen Grund, der der Kirche als Gemeinschaft derer, die Jesus folgen, ihre Existenzberechtigung verleiht: das Evangelium als befreiende und erlösende Realität gegenwärtig zu setzen – mitten in dem, was Menschen bedrängt, quält und versklavt.³ Unter den Mitdoktoranden in München waren Studenten aus Lateinamerika, darunter auch Leonardo Boff, die diese Einsichten zu formulieren begannen. Unzählige Male führten mich später Reisen in diese Wirklichkeiten ein, in denen die Kirche keine andere Legitimation hat, wenn sie nicht ein Ort der Freiheit und der Befreiung ist. Nachhaltiger als manche theologischen Seminare und Unterweisungen im Ordensleben waren für mich die Besuche bei Gemeinden und Gemeinschaften in Brasilien und in anderen Ländern Lateinamerikas und in Afrika. Nie vergessen werde ich auch das Zeugnis kleiner christlicher Gruppen und Ordenschristen, das ich im Untergrund in der damaligen Tschechoslowakei kennenlernte. Bei Besuchen Anfang der achtziger Jahre feierten wir bei verdunkelten Fenstern morgen um 5 Uhr die Eucharistie, bevor die Brüder zu ihren Arbeitsstätten in Heizwerken, Baustellen und Büros gingen. Es gab damals zahlreiche geistliche Berufe „im Untergrund“. Es war sogar dort die Rede von einem „neuen Frühling der Kirche“. Ich denke an ähnliche Lebens- und Glaubenszeugnisse von Brüdern und Schwestern in Vietnam, Kuba und in der VR China, die ich treffen durfte. Gern erinnere ich mich weiter an Bischof Helder Camara wie an einen neuzeitlichen „Kirchenlehrer“. Einmal be-

suchte ich ihn in seiner armseligen „Bischofsresidenz“ in Recife, um ihn zu einem europäischen Kongress von jungen Brüdern und Schwestern nach Assisi einzuladen. Er kam gern und überzeugte in Wort und Beispiel als Anwalt einer „anderen“, konsequent auf das Evangelium bezogenen armen und dienenden Kirche. Ich hatte ihn die ganze Zeit zu begleiten und für ihn zu übersetzen. Zum Abschied schrieb er mir eine Widmung in eine italienische Ausgabe der Regel des hl. Franziskus: „Für Bruder Hermann: Bemüht euch nicht darum, nur die Worte zu wiederholen, die Franziskus damals gesagt, und die Taten nachzuahmen, die er damals vollbracht hat. Bemüht euch vielmehr, so zu reden und so zu handeln, wie er reden und handeln würde, wenn er heute bei euch wäre.“ Wirklich ein zugleich schwieriges und notwendiges hermeneutisches Prinzip, das doch erst Recht entsprechend für die ganze Kirche und ihr Evangelium gelten muss. Und eine solche Theologie und Spiritualität, welche Traditionen nicht nur weiterführt und über wirkliche oder vermeintliche Traditionsbrüche jammert, sondern die auch neue Traditionen schafft, gehört für mich wesentlich zur Kirche, ihren Gemeinden und Ordensgemeinschaften. An dieser Stelle wird, so vermute ich, ein Wort zum Abschied von Boff von Orden und Priestertum erwartet. Wir waren doch hier in Sankt Anna vier Jahre lang beisammen, und später habe ich ihn noch oft und gern in Brasilien getroffen. Mit Entschiedenheit darf ich sagen, dass ich ihn aus innerer Überzeugung als Freund und später als Vorgesetzter zusammen mit vielen Brüdern und auch mit den Franziskanerkardinälen Lorscheider und Arns auf seinem

Weg begleitet und gestützt habe. Und was immer später im Zusammenhang mit seinem Weggang bestimmte Medien, reichlich unerleuchtete Anhänger in bestimmten „Aktionskreisen“ und – leider – manchmal auch er selber behauptet haben: Der Grund und Anlass dazu war eine zu respektierende persönliche, über Jahre gewachsene Lebensentscheidung und Neuorientierung, wie sie nicht wenige Priester und Ordensleute in den letzten Jahrzehnten getroffen haben. Es war bitter zu sehen, wie er – jedenfalls in der Öffentlichkeit – nach all den jahrelangen begleitenden Gesprächen nicht zu seiner eigenen Verantwortung und Entscheidung stehen wollte und stattdessen seinen Ordensgeneral und auch die genannten Kardinäle bezichtigte, aus Romhörigkeit und eigenem Ehrgeiz ihn nicht genügend verteidigt zu haben. Ein ganz anderes Beispiel gab und gibt bis heute der peruanische Theologe Gustavo Gutierrez: Auch er konnte sich wie Leonardo, gewiss nicht immer zu Unrecht, von Rom missverstanden und von Sanktionen bedroht fühlen. Aber er vermied unnötige Polemiken auf Nebenschauplätzen, suchte vor allem von sich aus das Gespräch und hatte im verstorbenen eher sehr konservativen Kardinal Juan Landázuri – auch er ein Franziskaner – sogar einen verständigen Fürsprecher in Rom. Bei der Beisetzung von Landázuri in der Kathedrale von Lima im Januar 1997 traf ich Gutierrez. Er sagte mir bei dieser Gelegenheit, er sei weniger aus Trauer als vielmehr aus Dankbarkeit gekommen. Die gelte über mich auch dem Orden. Das hat mich gefreut und getröstet. Aber natürlich gibt es trotz aller Enttäuschungen auch manchen Grund, Leonardo Boff Dank zu sagen für seine

Beiträge zu einer Kirche, die das Evangelium als befreiende Kraft weitergibt und darin dem Menschen dient.

Über Päpste und Bischöfe

Wer immer in Rom das Amt eines Generaloberen innehat, wird es in vielfacher Weise mit dem typisch „römischen“ Erscheinungsbild von Kirche zu tun bekommen, mit Päpsten, Kardinälen, Mitarbeitern der Kurie, mit echten Seelsorgern und Theologen, aber auch mit allerlei Karrieristen und unangenehmen Intriganten, Spekulanten und Denunzianten. Und man fragt sich: Kann man an einem Papst in all seiner Würde und seinem äußeren Glanz ablesen, was das Wesen der Kirche und der Auftrag Jesu ist? Manche werden das bezweifeln. Ich kann dazu diese persönlichen Eindrücke beisteuern: Ich habe Johannes Paul II. etwa zwanzig Mal persönlich erlebt. Bei Privataudienzen einmal im Jahr, bei Mahlzeiten mit Gruppen deutschsprachiger Kardinäle und Bischöfe während zweier Bischofssynoden, anlässlich von Besuchen in Albanien, in Polen, in Sarajewo, bei seiner Pilgerfahrt auf den Berg La Verna und bei einem Pastoralbesuch in einer von Franziskanern geleiteten römischen Pfarrei in Trastevere. Auch in meiner Zeit bei Missio in Aachen traf ich ihn einmal im Jahr. Ich behalte Johannes Paul II. als einen außerordentlichen Menschen in Erinnerung. Er war im Kontakt sehr zugewandt, aufmerksam und manchmal sehr schelmisch und humorvoll. Als er im Jahre 1993 den Franziskanertheologen Johannes Duns Skotus seliggesprochen hatte, ein Akt, den Vertreter der Dominikaner und Jesuiten Jahrhunderte hindurch auf

Grund von heute nicht mehr nachvollziehbaren dogmatischen Querelen erfolgreich verhindert hatten, kam er nach einer sich anschließenden Audienz für Vertreter franziskanischer Gemeinschaften nochmals auf mich zu und sagte laut lachend: „Was jetzt die Dominikaner und Jesuiten wohl sagen werden...“ Im Franziskanerkloster Dukla in Polen ließ er sich bei einem Abendessen in kleiner Runde spät am Abend Witze erzählen. Ein polnischer Prälat steuerte die Anekdote von einer Schwester Generaloberin bei, die auf dem Sterbebett nach Empfang der Krankensalbung noch einmal ein Glas warmer Milch trinken wollte. Die Mitschwestern hatten der Milch aber eine gehörige Portion Whiskey als „tranquilizer“ beigemischt. So war das letzte Vermächtnis der Generaloberin an ihre Mitschwestern: „Ich empfehle diese Kuh eurer ganz besonderen Obhut“. Seine Heiligkeit schüttelte sich vor Lachen. Noch eine andere unvergessliche Szene: Als der Papst nach einer Oberschenkelverletzung stark gehbehindert war, erklärte er mir zu Beginn einer Privataudienz, er wolle gern, statt wie üblich seine Gäste im Sitzen zu empfangen, mit mir das Gehen üben. So stütze er sich denn auch leicht auf meinen rechten Arm, und während des gesamten Gespräches umrundeten wir langsam den großen Tisch in seiner Privatbibliothek. Bei seinem Besuch im Heiligtum La Verna hatte ich einmal als „Haus herr“ den Papst kurz zu begrüßen, als er sich mit den Ordensleuten der umliegenden Diözesen der Toskana traf. Darin verwendete ich statt „Heiligster Vater“ oder „Eure Heiligkeit“ den Titel „Padre Papa“, der in den Franziskusquellen dem hl. Franziskus in den Mund

gelegt wird. Einige Wochen später traf ich bei San Pietro in Rom einen Kurienprälaten, der von meiner Anrede gehört hatte. Er sagte mir, das sei doch angesichts der „herrschenden kurialen Praxis“ etwas ungewöhnlich gewesen. Aber einer solchen Praxis fühle ich mich ja nicht verpflichtet, und der Papst selber hatte doch freundlich gelächelt. Papst Benedikt hatte ich viele Jahre zuvor als Professor Ratzinger kennengelernt, nicht nur über seine Münster'schen Skripte und seine Bücher, sondern auch persönlich, als ich nach Abschluss der Promotion mit ihm in Regensburg ein Gespräch führen durfte, in dem es um Perspektiven für eine weitere wissenschaftliche Arbeit ging. Er hatte wie ich ja auch eine Arbeit über den Franziskanertheologen Bonaventura verfasst. Bei späteren offiziellen und inoffiziellen Zusammentreffen in Rom pflegte er zu fragen, ob ich denn noch Zeit fände, mich mit Bonaventura zu befassen. In den offiziellen Treffen, in denen er über Vorgänge und Personen im Orden zu sprechen wünschte – er war inzwischen Präfekt der Glaubenskongregation – empfand ich ihn als freundlich, korrekt und sachbezogen, den Orden wertschätzend, auch und gerade, wenn er Kritik vorzubringen hatte. In diesen – sehr wenigen – Treffen ging es um die angeblichen Erscheinungen der Muttergottes in Medjugorje und einige damit verbundene dubiose Begleiterscheinungen sowie eben auch um Fragen zur Theologie der Befreiung.

Orden als Kirche

Orden und geistliche Gemeinschaften sind, wie das Kirchenrecht es ausdrückt, nicht Teil der hierarchischen Struktur

der Kirche. Es steht vielmehr, ohne sich in Gegensatz oder gar Gegnerschaft zu dieser Struktur zu wissen, für die „charismatische“ Dimension von Kirche, für – wie das Kirchenrecht weiter sagt – ihre „Heiligkeit“. Das schenkt große Freiheit. Deshalb können wir uns auch den Luxus gestatten, auf die Verteidigung unserer eigenen Existenz zu verzichten, aus dem Bekannten auszubrechen und mit Freiheit und kreativer Phantasie auf die Situationen und Menschen in dieser Welt zu antworten, die nach Freiheit und Gerechtigkeit rufen. Ich persönlich setze mich auch lieber für eine Kirche ein, die einlädt, weniger für eine Kirche, die ständig wie zu einem Tribunal vorlädt. Und gerade Ordenschristen dürfen sich nicht im „vorausseilenden Gehorsam“ wie Oberministranten des kirchlichen Systems gebärden. Die Kirche braucht neben den sanges- und beifallsfreudigen so genannten „neuen Bewegungen“ gerade heute noch viel mehr eine erwachsene und selbstkritische Dialogkultur. Die Kirche kann nicht überleben ohne die innere Zustimmung und verantwortungsvolle Partizipation von erwachsenen Menschen, die in der Lage sind, gerade die vom Pluralismus der Wissenschaften, Kulturen und Religionen geprägte Welt trotz ihrer Widersprüche als von Gott geschaffen und gewollt zu interpretieren und aus der Kraft des Evangeliums zu gestalten helfen.

Ordensleute sollten m. E. übrigens ein besonderes Arsenal an Hoffnung und deshalb auch einen besonders langen Atem haben. Von Franziskus wird berichtet, er habe einen Bischof seiner Zeit demütig gebeten, ihm in seiner Diözese das Predigen zu gestatten. Der Bischof sah in ihm wohl einen homile-

tisch erfolgreicherer Konkurrenten. Er lehnte das Ansinnen zunächst ab. Da soll Franziskus gesagt haben: Wenn Du mich zur Tür hinausweist, komme ich mit meiner Bitte zum Fenster wieder herein. Er bekam dann die gewünschte Erlaubnis. Ganz so drastisch würde ich selber kaum reden. Die heute notwendige Dialog- und Partizipationskultur dürfte natürlich viel subtiler und vielschichtiger sein. Aber blinde Gefolgstreue mit allen damit einher gehenden Infantilismen haben Christinnen und Christen und nicht zuletzt Ordensleute meiner Generation zur Genüge kennengelernt und z. T. auch selber gelebt. Nicht die kirchlichen Strukturen, nicht ihr Verharren, nicht Gesprächsverweigerung in überfälligen Fragen wie neuer Zugänge zum geistlichen Dienst für Männer und Frauen, auch nicht versteinerte Traditionen des Ordenslebens haben unser Sein und unser Tun zu bestimmen, sondern ausschließlich die Fügsamkeit, mit der wir unser Handeln mit dem Handeln Jesu und unserem charismatischen Grundauftrag in Einklang bringen. Die Anliegen des Reiches Gottes sind in den Mittelpunkt zu stellen. Sie sind nicht immer identisch mit den Anliegen von kirchlichen Autoritäten und Gremien. Menschen dürfen dem Geist Gottes mehr vertrauen als allen irdischen Autoritäten und Instanzen und manchen Zumutungen auch durch „Mutter“ Kirche. Bewahre dir einen weiten Horizont und einen langen Atem. Gegenüber manchen Versuchen der Bevormundung von „oben“ war und ist mir dies nicht selten zu einer wahrlich befreienden Gewissheit geworden. Nicht zuletzt wenn es darum ging, unberechtigte episkopale Zugriffe auf die im Übrigen durch das Kirchenrecht abgesicherten

Autonomierechte des Ordens und auch eines Werkes wie *Missio* erfolgreich abzuwehren.

Eine geschwisterliche Kirche?

Ich möchte noch einen anderen Punkt erwähnen, der uns in jenen Jahren sehr beschäftigt hat und der für die Zeugnis- und Dialogfähigkeit unseres Ordens von größerer Bedeutung ist, als es auf den ersten Blick scheinen mag: Es war mir nämlich – zusammen mit den Leitungsverantwortlichen der anderen Zweige, vor allem der Kapuziner – ein besonderes Anliegen, im Rückgriff auf das ursprüngliche Charisma des Franziskus für eine Neubesinnung und Neubestimmung unsere Identität als Bruderschaft von Gleichen und damit für – wenn man es so sagen will – eine gewisse „Entklerikalisierung“ des Ordens einzutreten. Dazu hatte ich als Mitglied der Bischofssynode über das Ordensleben im Oktober 1994 in Gegenwart des Papstes u. a. ausgeführt: „Ich hege eine tiefe Überzeugung und eine große Hoffnung: Wir leben in einer Welt voller sozio-politischer, kultureller, ethnischer und religiöser Konflikte. In einer solchen Situation hat nur eine Ordensgemeinschaft und nur eine Kirche, die sich immer tiefer vom Evangelium berühren lassen und folglich selber in ihrem Innersten versöhnt leben, Glaubwürdigkeit und Kraft zum Zeugnis, vor allem im Dienst am Frieden, am Dialog, an der Versöhnung, an der Evangelisierung“⁴. In einer anderen Intervention anlässlich eines römischen Kongresses über das Ordensleben habe ich u. a. ausgeführt „Die Anerkennung als ‚Gemischtes Institut‘ (d. h. weder rein klerikal noch rein laikal, mit fundamentaler Gleichheit aller Brüder) wäre ein

Zeichen dafür, dass der immer noch zwischen Klerikern und Laien in der Kirche herrschende Antagonismus überwunden werden kann. Es wäre ein Zeichen für eine Kirche, die wirklich ‚communio‘ ist und die nicht herrschen, sondern dienen möchte.“⁵ Und obwohl die Synode selber Fortschritte in dieser Frage gewünscht hatte und das Thema bei verschiedenen betroffenen Ordensgemeinschaften weiterhin oben auf der Agenda steht, ist aus dem Vatikan bis heute leider nur beredtes Schweigen zu vernehmen. Es scheint, als ob die Orden, welche sich das Anliegen der fundamentalen Gleichheit aller ihrer Mitglieder auf die Fahnen geschrieben haben, als „gefährliche Türöffner“ für die Forderungen der Laien und insbesondere der Frauen nach mehr Mitbeteiligung und wirklicher Gleichstellung angesehen werden. Als ich in den neunziger Jahren einmal zusammen mit dem damaligen General der Kapuziner zu einem Gespräch beim damaligen Präfekten der „Ordenskongregation“, dem Spanier Martínez Somalo, vorsprach, um ein lange vorher eingesandtes Memorandum zu unseren Anliegen zu erörtern, kam er mit keinem Wort darauf zu sprechen, pries sich stattdessen wortreich als „wahren Freund des heiligen Franziskus und seiner getreuen Söhne“, lud uns nach 10 Minuten Monologs zu einem gemeinsamen Ave Maria ein und entließ uns wieder. Auch das war eine Erfahrung von Kirche – von Kirche als Behörde, die nicht zuhört und Anfragen ohne wirklichen Dialog verschleppen und archivieren möchte.

Kirche als Portiunkula

Portiunkula – das ist die kleine Kapelle in Assisi, in der und bei der die Ursprün-

ge der Franziskanischen Familie liegen. Bei jedem Besuch drängt sich mir die Vision einer wahrhaft pfingstlichen Kirche auf, einer Kirche, die unter der Wucht und Last ihrer Geschichte – dafür drängt sich mir das Bild der über der kleinen Kapellen gebauten späteren Basilika auf – ihre kleinen und armen und zugleich so dynamischen Anfänge nicht vergisst und vergräbt. Denn Portiunkula – das ist eine Erinnerung an dynamische Anfänge, an eine noch frische Quelle, an Pfingsten. Es ist der Ort immer neuer „Pfingstfeste“ – der weltweiten Kirche, nicht nur unserer Franziskanischen Familie. Hier vernahm Franziskus das Wort der Schrift, dass er hinausgehen solle, um das Evangelium zu verkünden, hier empfing er die Brüder, wenn sie von der Mission zurückkamen. Hier nahm er Chiara auf. Dies ist der Ort, an dem die erste „Bruderschaft in Mission“ entstand, hier werden seit Jahrhunderten die Kapitel, die weltweiten Versammlungen der Brüder abgehalten. Sie versuchen dabei zu verstehen, was der Geist in der Kirche durch sie gewirkt hat, und zugleich offen zu sein, was er ihnen für die Zukunft sagen will. In alledem ist die Portiunkula ein lebendiges Symbol der Einheit für Kirche und zugleich einer Vielfalt, die man niemals in eine monolithische Struktur zwingen darf. Denn das ist das Gegenbild: Eine monolithische Macht, die den Menschen unfrei macht, indem sie ihm eine einzige Weltansicht aufzwingt, eine einzige Autorität, ein einziges kulturelles und religiöses Projekt. Es ist das Symbol eines Versuchs, die Religion und die Spiritualität den eigenen Zielen zu beugen, sie in den Dienst von Macht zu stellen und so die Unterschiede zwischen den Personen und den Kulturen einzuebnen. Portiun-

kula ist für mich zum Symbol von Pfingsten geworden, zum unablässigen Bittgebet um den Heiligen Geist. Denn Pfingsten erinnert daran, dass es keine Grenzen der Rasse, des Geschlechts, der Kultur geben soll. Gott ist „Geist und Leben“, er ist Freiheit. Er ist Dialog, Beziehung, Einheit in der Verschiedenheit. Kirche und Orden sind nicht Selbstzweck, sondern Werkzeuge des Heiligen Geistes. Sie dürfen ihre eigenen vorgefertigten Projekte nicht vorschnell Gott und seinem Willen zuschreiben. Die ganze Kirche wird in Portiunkula daran erinnert, dass sie wie der suchende Franziskus – und mit ihm – unablässig beten sollte: „Gib mir Empfinden und Erkennen, damit ich deinen heiligen und wahrhaftigen Willen erfülle.“ Portiunkula ist für mich auch immer wieder ein Ort gewesen, wo man wie nach dem ersten Pfingsten auch heute noch die Worte des Auferstandenen hören kann: „Habt keine Angst!“

Einmal – es war am Abend vor dem Pfingstfest 2003, als wieder ein neues Generalkapitel tagte, durfte ich in der großen Basilika einen Vigiltottesdienst halten. Dabei habe ich einen Text des orthodoxen Metropoliten Ignatios von Lattaquié zitiert, den dieser in einer Rede vor dem Ökumenischen Rat der Kirchen (Uppsala 1968) vorgetragen hatte und der mich seit langem begleitet:

„Ohne den Geist
ist Gott weit entfernt,
bleibt Christus in der Vergangenheit,
ist das Evangelium toter Buchstabe,
die Kirche eine einfache Organisation,
wäre die Autorität bloße Herrschaft,
die Mission Propaganda,
die Liturgie Magie,
und das christliche Handeln wäre eine
Moral von Sklaven.“

Wenn es aber den Geist gibt,
dann wird die ganze Schöpfung erhoben
und seufzt in den Geburtswehen des
Reiches Gottes,
dann ist der auferstandene Christus
mitten unter uns,
dann ist das Evangelium eine lebendige
Kraft,
bedeutet die Kirche trinitarische Ge-
meinschaft,
ist die Autorität ein Dienst der Men-
schen befreit,
ist die Mission ein immer neues Pfings-
ten,
ist die Liturgie Erinnerung und Prophe-
tie,
dann ist das Handeln des Menschen
vergöttlicht.“

Schwesterkirchen anderer Traditionen

In Abstimmung mit dem „Päpstlichen Rat für die Einheit der Christen“ (Kardinal Cassidy) und in Zusammenarbeit mit dem ökumenischen Institut „San Bernardino“ in Verona (heute Venedig), das der Universität des Ordens in Rom angegliedert ist, und begleitet von seinem damaligen Leiter besuchte ich im Laufe des Mandates drei Ökumenische Patriarchen. Im Januar 1993 hatte ich zunächst eine längere Begegnung mit dem damaligen russischen Patriarchen Alexis II. in Moskau und Sergej Posad (zu Zeiten der UdSSR „Sagorsk“), dann im März 1995 in Istanbul mit dem Ökumenischen Patriarchen Bartholomäus I. und schließlich im April 1997 in Belgrad mit dem damaligen Serbisch-Orthodoxen Patriarchen Pavle. Erwähnt werden darf auch ein Höflichkeitsbesuch beim Koptischen Papst Shenouda III. im Januar 1993 im Kloster Amba

Bishoy in Ägypten. Bei den Begegnungen in Moskau und im Kloster Sergej Posad ging es vor allem darum, im Vorfeld unseres Neubeginns in der ehemaligen Sowjetunion unser Vorhaben zu erläutern, Befürchtungen zu zerstreuen – besonders die des „Proselytismus“ – und der russischen Orthodoxie in der Phase ihres schwierigen Wiederaufbaus als unserer „Schwesterkirche“ Solidarität anzubieten. Die Gespräche, an denen auch der damalige Erzbischof von Smolensk und heutige Patriarch Kyrill teilnahmen, waren nicht frei von Spannungen sowie von Erinnerungen an Verletzungen, wirklichen oder vermeintlichen, durch die Kirche Roms. Aber auf der anderen Seite wurde uns auch klar gesagt: Wenn Ihr als Mindere Brüder Eurer Berufung zum Dialog, zur Wertschätzung anderer Religionen und Konfessionen und zum Verzicht auf abwerbendes Verhalten treu bleibt, dann seid Ihr im Bereich der Orthodoxie willkommen. In Istanbul und der Türkei wollten wir nicht neue Gründungen ankündigen, sondern einer alten Präsenz im Herzen der Hauptstadt ein neues Profil geben – das des ständigen Austauschs mit dem Patriarchat und zugleich einer Kern- und Fachstelle des Ordens für den Dialog mit dem Islam. Das Projekt wurde während des Besuchs in seinen Grundlinien entworfen, die konkrete Umsetzung erfolgte unter meinem Nachfolger. Der Besuch in Belgrad, im Patriarchat, in der Theologischen Fakultät sowie in Kloster „Mariä Verkündigung“ in Stragari stand ganz im Zeichen der damaligen kriegerischen Auseinandersetzungen, ethnischen Säuberungen und kulturellen und religiösen Differenzen auf dem Balkan. Wir versicherten den Gesprächspartnern

unsere Unterstützung und unser ständiges Bemühen, unsere Brüder auf dem Balkan unablässig zum Dienst am Dialog, an der Gewaltlosigkeit im Sinne der Bergpredigt und an der Versöhnung anzuhalten und zu bestärken. Pavle dankte uns öffentlich während einer sonntäglichen feierlichen „Göttlichen Liturgie“ für unseren Besuch. Allen drei hohen Würdenträgern der Orthodoxie schenkte ich übrigens zum Abschied eine Reproduktion des Kreuzes von San Damiano. Im Anschluss an die Moskauer Kontakte kam es noch zu einer Begegnung auf einer anderen Ebene: In Abstimmung zwischen Patriarchat und Ordensleitung besuchte zunächst (20.-30. November 1994) eine Gruppe franziskanischer Schwestern und Brüder aus verschiedenen Ländern Westeuropas eine Reihe von Männer- und Frauenklöstern in Russland. Im Gegenzug besuchte eine Delegation von orthodoxen Nonnen und Mönchen vom 25. Januar bis 7. Februar 1997 franziskanische Stätten in Italien – vor allem La Verna, Assisi, Fontecolombo, Greccio und La Foresta – die Apostelgräber und auch die „Generalkurie“ der Franziskaner in Rom. Ich habe bei all diesen Kontakten immer wieder gespürt, wie wichtig jenseits aller Differenzen der vorurteilsfreie und wertschätzende Umgang miteinander im „Dialog des Lebens“ ist, sowie gerade auch das, was Kardinal Walter Kasper später immer wieder die „geistliche Ökumene“ genannt hat, d.h. der gegenseitige Austausch im Glauben, so wie ihn die jeweilige Tradition nun einmal lebt, sowie im Rahmen des Möglichen auch gemeinsame Gebete und liturgische Feiern. In dieser Art der Ökumene stoßen die verschiedenen Traditionen auf das

Fundament, das sie alle eint und trägt, auf Jesus Christus, den Grundstein der einen katholischen Kirche mit ihren unterschiedlichen Überlieferungen.

Von 1992 an entstanden in Russland, der Ukraine und in Kasachstan eine Reihe neuer Gemeinschaften des Ordens: Dazu schrieb ich am 10. Januar 1992 an alle Brüder. „Wir streben den Aufbau einer internationalen Bruderschaft ... in jenen Ländern an Wir glauben, dass diese ein Zeichen des Evangeliums sein können, nach dem Rasse, Geschlecht und Nationalität vor Gott nicht mehr zählen. Wir möchten ... unsere Erfahrungen, Hoffnungen und Utopien von einer brüderlichen und solidarischen Kirche und Gesellschaft ... einbringen. Wir möchten dazu beitragen, dass die gute Botschaft vom menschlichen, heilenden, barmherzigen und befreienden Gott in der früheren Sowjetunion von vielen gehört und verstanden wird. Besonders mit der Russisch-Orthodoxen Kirche wollen wir von Anfang an in Freundschaft, Respekt und Liebe verbunden sein. Aus Respekt vor den Schwesterkirchen jener Länder möchten wir den Ausdruck ‚Mission‘ möglichst vermeiden. Wir möchten ... im Auftrag unserer eigenen Kirche und mit unserem Spezifikum als Minderbrüder anderen Ortskirchen zu Hilfe kommen ... und mit allen friedlich zusammen leben, um gemeinsam der Kirche, dem Reich Gottes und dem Frieden zu diesen.“⁶

Kirche als Mission

Als ich in meiner Kindheit unserer Dorfkirche hin und wieder „Missionare“ auf Heimatbesuch sah und hörte, fand ich das äußerst faszinierend. In den ers-

ten Jahren der Ausbildung in der Franziskanerprovinz trug ich mich lange mit dem Gedanken, Missionar zu werden. Ein klassischer Missionar mit langer und intensiver Erdhaftung in einer anderen Kultur bin ich ja nicht geworden. Aber die Faszination einer missionarischen Kirche und einer Weltkirche mit einem weiten Horizont hat mich nie verlassen. Im Lauf der Jahrzehnte, auch in den Jahren in Rom, vor allem aber bei Begegnungen in aller Welt ist mir deutlich geworden, was Mission ist oder doch sein sollte: Nicht eine Einbahnstraße, nicht Indoktrination, sondern ein Austausch von Glaubenserfahrungen. Ganz stark hatte mich in den siebziger Jahren das Lehrscheiben „Evangelii Nuntiandi“ von Paul VI. beeindruckt, in dem es heißt, die Kirche „habe“ nicht eine Mission – etwa als ein Aktionsfeld neben anderen – sondern sie sei von ihrem Wesen her als ganze „Mission“. Man kann auch entsprechend sagen: Eine Kirche, die nicht missionarisch ist, ist überhaupt nicht Kirche. Dazu passt auch ein Wort des evangelischen Theologen E. Brunner: „Was für das Feuer die Flamme, das ist für die Kirche die Mission.“ Paul VI. hat auch wie kein anderer seither betont, dass Evangelisierung, Mission und Bekehrung im Herzen der Kirche selber beginnen muss. Die Kirche könne nicht glaubwürdig verkünden, wenn sie nicht ständig selber das Evangelium neu annimmt und lebt und wenn sie nicht selber in ihrem Innersten versöhnt ist.

Wenn ich an meine Jahre als Leiter des Hilfswerkes MISSIO in Aachen denke, dann möchte ich an dieser Stelle nicht unsere Prioritäten in der Projektarbeit aufzählen und von interessanten Reisen und Begegnungen in der Weltkirche

berichten, sondern einige Grundeinsichten formulieren, die unsere theologischen und spirituellen Leitlinien waren. Zunächst: Mission ist ein Dialoggeschehen, keine Einbahnstraße, alle Beteiligten geben und empfangen. Und wir, die materiell reicheren Kirchen des Nordens, haben keinen Grund zur Überheblichkeit, wir haben von den Kirchen des Südens vielmehr viel zu lernen.

Es ist eine tiefe Erfahrung von Mission, wenn es gelingt, uns einander davon zu erzählen, worin für jede, für jeden von uns diese gute Botschaft besteht. Wo er/sie diese im eigenen Leben erfahren hat. Was es bedeutet, an den Gott Jesu Christi glauben zu dürfen, der sich vom Vater gesandt wusste, zu heilen was verwundet ist. Jesus wollte den Armen ja eine gute Nachricht bringen. Eine Botschaft von Gerechtigkeit und Freiheit. Er heilte kranke Körper und kaputte Beziehungen, solche zwischen Menschen und solche zwischen Menschen und Gott. Alle ohne Unterschied, Einheimische und Fremde, Männer und Frauen ließ er es wissen: Du hast eine Zukunft. Du bist geliebt.

Auf andere Menschen zugehen, weil wir eine gute Nachricht für sie haben: Das ist und bleibt Mission, was auch immer sonst an Ungutem und Lautem und Gewalttätigem damit assoziiert worden sein mag. Denn leider konnten sich ja damit Ideen verbinden, die weder zum Glück unserer Mitmenschen noch zum Glück der Kirche beigetragen haben: die Idee nämlich, dass wir ein Wissen von Gott haben, mit dem wir anderen überlegen sind, so dass wir anderen nur Gutes tun, wenn wir sie dazu bringen, unseren Glauben anzunehmen. Aber es ist zu fragen: Sind die anderen denn immerzu nur in Not und Elend und Ig-

noranz? Stehen sie uns mit leeren Händen gegenüber, während wir im Besitz des allein wahren Wissens über Gott sind? Sind die anderen fern von der Quelle des Lebens, während wir aus ihr schöpfen? Sind die anderen auf der Suche, wir hingegen schon angekommen? Für eine wirklich missionarische Kirche ist Gott nicht ein subtiler „Machtfaktor“, der durch Kirche und ihre Vertreter die Welt zu ordnen und zu lenken gedenkt. Gott hat ja in der Geschichte „auf vielfache Weise gesprochen“ (Hebr 1,1) und ist in vielerlei Gestalt in seiner Schöpfung anwesend – eben nicht nur in der Kirche. Der christliche Gott ist keine abstrakte Monade, er ist in sich selber Gemeinschaft und Beziehung. Für Franz von Assisi ist er der „demütige“ Gott. Er hat sich in Jesus „verwundbar“ gemacht und ist ein Gott der Armen und Verwundeten. Diese fundamentale spirituelle Ur-Intuition der christlichen Botschaft muss man in der heutigen Weltkirche und Weltgesellschaft präsent halten, gerade in Zeiten, wo so schmerzlich die Rede ist vom Missbrauch von kirchlicher Macht: Gott „herrscht“ nicht nur über seine Schöpfung, er „fügt“ sich selber in sie ein, er überwindet in Jesus alles, was Menschen trennt. Weil er selber arm wurde (Phil 2), bleibt er nicht der Ferne und Fremde. Er ist sich solidarisch mit den Armen und Schwachen. Kirche – das ist doch nicht in erster Linie ein Gebäude oder ein hierarchisches Machtgefüge, sondern ein Raum der Anbetung, der Feier der Gegenwart des Herrn in Wort und Sakrament, ein Ort auch der freien Rede (parrhesia), der Begegnung, nicht nur mit den eigenen Hausgenossen. Herrschaftsgebaren macht Mission unmöglich. Jesus hat „Leben in Fülle“ (1

Joh 4,8f) versprochen, Heil und Heilung in einer gefährdeten Welt. Und nicht nur für Christen gilt das, sondern für alle ohne Unterschied. Ein solcher Begriff, eine solche Praxis von Mission ist „inklusiv“, d.h. sie grenzt niemanden aus und bedroht nicht den, der anders ist. Eine missionarische Kirche freut sich vielmehr darüber, dass sie Spuren und Offenbarungen Gottes in der Andersheit der Anderen, auch in anderen Religionen und Kulturen entdecken kann. Heute missionarisch leben – das heißt für mich heute: Im Geiste Jesu dem anderen, der anderen Kultur, Religion und der ganzen Schöpfung begegnen. Eine missionarische Kirche – das sind die Christinnen und Christen, die Gemeinden und Gemeinschaften, bei uns und anderswo, die selber erfahren haben und weitersagen: Unser Gott ist ein Gott des Lebens. Er drückt nicht nieder. Er befreit und richtet alle auf, die gebeugt und bedrängt sind. Er lädt alle ohne Unterschied ein zum Tisch des Lebens.

Schlussbemerkungen

Ida Frederike Görres hat geschrieben: „Die Geschichtlichkeit der Kirche bedeutet nach innen Gefahr und Versuchung, die große folgenschwere Versuchung, über dem ‚Felscharakter‘ ihre andere Seite, die ‚Saat‘, das ‚Senfkorn‘ zu vergessen.“ (Die leibhaftige Kirche. Gespräch unter Laien, Frankfurt 1950) Es gibt innerhalb des „neuen geistlichen Liedguts“ einen schönen Kanon von Siegfried Macht. Er lautet: „Die Kirche hat noch lange nicht ausgedient, aber geherrscht hat sie genug ...“ Das erinnert weiter an ein Wort und einen Buchtitel des französischen Bi-

schofs Jaques Gaillot: „Eine Kirche, die nicht dient, dient zu nichts.“

Ich selber möchte diesen Satz positiv wenden und abschließend sagen: Christlicher Glaube muss eine befreiende Dimension und Kraft haben, sonst ist er nicht christlich. Menschen legen einander schon genug Lasten auf. Für mich war – und ist – die Zugehörigkeit zu dieser Kirche und zu dieser Gemeinschaft des heiligen Franziskus „trotz allem“ zu einer befreienden Erfahrung geworden, für die ich dankbar bin und die ich gern weitergebe.

.....

- 1 Der Artikel beruht auf einem Vortrag, den der Verfasser am 23. April 2012 im Rahmen des Katholischen Bildungswerks der Stadt München gehalten hat.
- 2 Herbert Vorgrimler, Theologie ist Biographie. Erinnerungen und Notizen. Münster 2006. Vgl. auch Martha Zechmeister, Theologie als Biographie. Als politische Theologin in El Salvador, in: Concilium (2009/1) 35-39.
- 3 Vgl. dazu M. Zechmeister, a.a.O.
- 4 Hier zitiert aus Acta Ordinis 114 (1995) 8.
- 5 Il Sinodo dei Vescovi sulla Vita Consacrata: Un Evento importante per una Presa di Coscienza del nostro Carisma di Fondazione, in: Come rileggere oggi il carisma fondazionale (XX convegno dell' Istituto di Teologia della Vita Religiosa Claretiana), Roma 1995, 9-30.
- 6 Franziskanische Präsenz in der Gemeinschaft Unabhängiger Staaten (GUS), in: Acta Ordinis 111 (1992) 4-7, hier 5.